

Vor 55 Jahren stürzte ein Bus mit Touristen aus den USA in den Vierwaldstättersee **SEITE 11**

Die Ostschweiz erhält am 1. August besonders viele Bundesratsbesuche **SEITE 11**

SPRACHGRENZE

«Die Schule ist für Fremdsprachen im besten Falle eine Türöffnerin»

Raphael Berthele, Professor für Mehrsprachigkeit, warnt davor, in der laufenden Debatte Sprachen gegeneinander auszuspielen

Für Raphael Berthele birgt die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit der Schweiz Potenzial. Der Sprachunterricht trägt nach seiner Einschätzung dazu bei, dieses zu erhalten. Er ist dafür aber seines Erachtens nicht der einzige Faktor.

Es wird heiss über die Bedeutung der Schule für den Erwerb von Fremdsprachen diskutiert. Wie wichtig ist ihre Rolle wirklich, bzw. was kann sie leisten?
Man muss unterscheiden zwischen rechtlichem Regulativ und intendierten sowie nicht intendierten Effekten des Fremdsprachenunterrichts. Das Sprachengesetz des Bundes gibt vor, dass die



Raphael Berthele
Professor für
Mehrsprachigkeit,
Universität Freiburg

Schüler am Ende der obligatorischen Schulzeit über Kompetenzen in zwei Fremdsprachen verfügen müssen. Eine davon muss eine Landessprache sein. Hinzu kommen die Vorgaben des Schul-Konkordates Harmos, das vorsieht, die erste Fremdsprache spätestens ab der dritten Klasse zu unterrichten und die zweite Fremdsprache ab der fünften Klasse. Fremdsprachenkenntnisse sind also ein bildungspolitisches Ziel.

Was verstehen Sie unter nicht intendierten Effekten?

Lehrpläne sind auch Ausdruck bewusster Prioritätensetzungen, sie haben insofern einen symbolischen Gehalt. Die tatsächlichen Praktiken können aber zu entgegengesetzten Effekten führen, etwa, indem sich negative Haltungen einer Sprache oder Kultur gegenüber herausbilden.

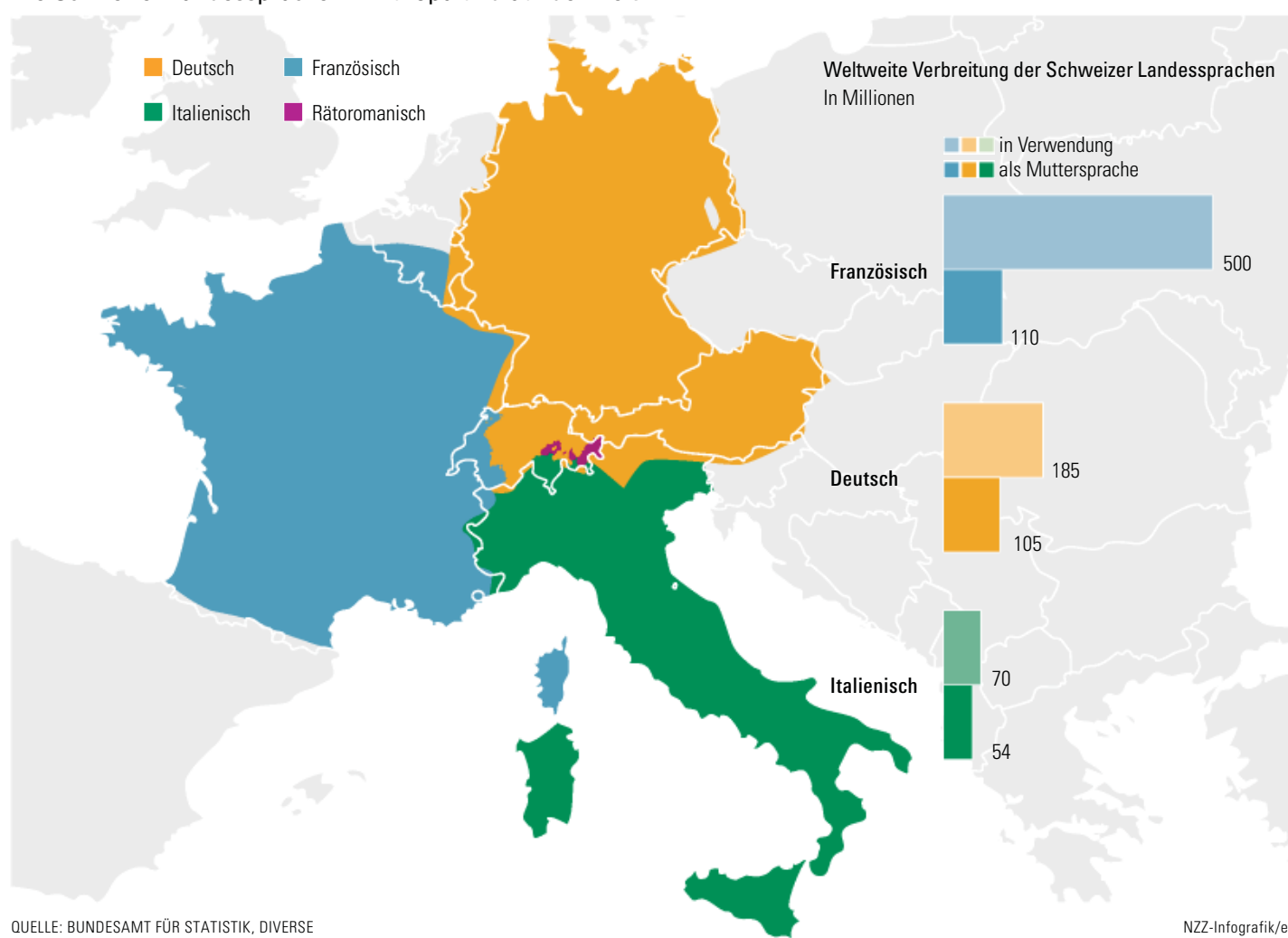
Jene, die argumentieren, der Zusammenhalt des Landes hänge substantiell davon ab, ob man in der Primarschule mit dem Unterricht einer zweiten Landessprache beginne, haben also recht?

Wie gesagt: Die Symbolik spielt eine grosse Rolle. Ich meine aber, der unmittelbare Zusammenhang zwischen der Fremdsprachenunterrichts und dem Zusammenhalt des Landes wird in der gegenwärtigen Diskussion überhöht. Es ist

Forschung zur Mehrsprachigkeit

P.S. · Raphael Berthele ist Direktor des Instituts für Mehrsprachigkeit, das 2008 von der Universität Freiburg und der pädagogischen Hochschule Freiburg gegründet wurde. Es widmet sich der Erforschung der Mehrsprachigkeit in all ihren Ausprägungen. Forschungsschwerpunkte sind Schule und Unterricht, Migration, Arbeitswelt sowie das Evaluieren von Sprachkompetenzen. Seit 2011 führt er das wissenschaftliche Kompetenzzentrum für Mehrsprachigkeit des Bundes.

Die Schweizer Landessprachen in Europa und auf der Welt



sicher Teil unseres Selbstverständnisses, dass sich zumindest jene, die das wollen, über Sprachgrenzen hinweg verstehen. Es gehört aber auch zur Tradition, dass wir uns auf unseren Sprachterritorien in Ruhe lassen. So werden nationale Minderheiten zu lokalen Mehrheiten.

Zu welchem Grad an Fremdsprachenkenntnissen kann der Schulalltag überhaupt führen?

Auf der Skala mit den Niveaus A (am tiefsten) bis C (am höchsten), die ihrerseits in die Stufen 1 und 2 gegliedert sind, sollen Schüler am Schluss der obligatorischen Schulzeit das Niveau A2 erreichen. Das heisst: Das Niveau, das angestrebt wird, ist ein elementares, nicht ein fortgeschrittenes. Die Schule macht aus den Schülern nicht Menschen, die perfekt mehrsprachig sind. Sie ist vielmehr im besten Fall eine «Türöffnerin» für Mehrsprachigkeit, vermittelt Einblicke in fremde Sprachen und Kulturen, und sie kann dazu animieren, diese Grundkenntnisse zu vertiefen. Die Ambition, dass alle Schweizer polyglott werden, ist überzogen.

Und das elementare Ziel wird erreicht?

Es gibt eine begrenzte Zahl Evaluationen dazu. Eine Analyse der Französischkenntnisse von Oberstufenschülern in der Zentralschweiz lässt Zweifel daran aufkommen, ob das gelingt. Man kann daraus zwei Schlüsse ziehen: Der Sprachunterricht bringt wenig, man kann ihn runterfahren, oder aber das Gegenteil: Man muss ihn verstärken.

Und was ist Ihre Antwort?

Meine persönlichen bildungspolitischen Überzeugungen sind an sich irrelevant. Die Forschung zeigt erwartungsgemäss, dass mehr Unterricht zu besseren Ergebnissen führt. Aber Schulfächer stehen in einer Konkurrenz zueinander, zudem ist bedeutsam, welche Politik

andere Staaten verfolgen. So stellt sich die Frage, ob wir es uns in der Schweiz leisten wollen, weniger Fremdsprachenunterricht zu haben als andere europäische Länder. Zwei Fremdsprachen in der obligatorischen Schule sind mittlerweile in Europa recht verbreitet.

Länder mit einer einzigen dominanten Sprache haben es da doch einfacher. Sie

«Man muss Gründe haben, die anderen überhaupt verstehen zu wollen.»

müssen keine innenpolitische Rücksicht nehmen und können vor allem auf die globale Sprache Englisch setzen.

Man kann das so sehen. Ich würde den Spieß umdrehen. Unsere vier Landessprachen, diese gesellschaftliche Mehrsprachigkeit, birgt Potenzial. Dass die Schweiz als mehrsprachiges Land wahrgenommen wird, dass viele Schweizer nicht in Panik ausbrechen, wenn sie eine

andere Sprache verwenden und lernen müssen, ist doch gut.

Man könnte auch Standortvorteil sagen. Greift es nicht zu kurz, wenn wir Sprachkompetenzen nur unter dem Gesichtspunkt betrachten, was sie wirtschaftlich bringen?

Die Bedürfnisse gerade in der Wirtschaft ändern sich schnell und sind je nach Kontext völlig unterschiedlich. Der Erwerb kultureller Kompetenzen und ganz allgemein von Bildung ist nicht allein daran zu messen, ob er materiell relevant ist.

Noch einmal zurück zum Spracherwerb: Bedingt es nicht einen Aufenthalt im Sprachraum, wenn dieser ernsthaft sein soll?

Längere Aufenthalte in Sprachräumen sind effektiv, vorausgesetzt, man ist nicht permanent in einer Horde Gleichsprachiger unterwegs. Ein Schul- oder Studiensemester in einem fremdsprachigen Raum übertrifft das, was man in der Oberstufe sonst lernen kann.

Es gibt Ideen, jeden Schüler ein Semester in einem anderssprachigen Landesteil absolvieren zu lassen.

Trend zur Formalisierung

P.S. · Die Diskussion um den Fremdsprachenunterricht in der Schule ist das neueste Kapitel in der Formalisierung des Miteinanders und Nebeneinanders der Landessprachen in der Schweiz. Im 19. Jahrhundert, so Raphael Berthele, habe es kaum rechtliche Bestimmungen dazu gegeben. Die Französischsprachigen lernten aus Notwendigkeit Deutsch und die Deutschschweizer aus kulturellen Gründen Französisch. Einen Schub an Formalisierung brachten die 1930er Jahre, in denen unter den Vorzeichen

äusserer Bedrohung das Rätoromanische zur vierten Landessprache erklärt wurde. Seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts betreffen die Formalisierungen vor allem Verwaltung, Schule und Kindergarten. Dazu gehört die Klärung der Frage, ob im Kindergarten Hochdeutsch oder Dialekt gesprochen werden soll, oder jene, welche fremdsprachlichen Kompetenzen in der Schule zu erwerben sind. Die gegenwärtige Debatte dreht sich darum, in welchen Schuljahren der Fremdsprachenunterricht beginnen soll.

Das wäre effektiv; aber der organisatorische Aufwand dafür ist auch sehr hoch.

Studien zeigen, dass Verständigung und Zusammenarbeit über Sprachgrenzen hinweg am besten funktionieren, wenn eine Gruppe eine Aufgabe zu lösen hat. Müssten wir in der Schweiz also mehr gemischtsprachig zusammenarbeiten?

Ja. Voraussetzung dafür, dass mehrsprachige Kommunikation funktioniert, in Unternehmen, in der Verwaltung, im Militär, sind rezeptive Kompetenzen. Man muss die andere Sprache zumindest verstehen, und man muss Gründe haben, die anderen verstehen zu wollen.

Und wenn wir nun Englisch sprächen miteinander? Wäre das so schlimm?

Es ist nicht meine Traumvorstellung, und es ist ebenso bedauerlich wie unvermeidlich, dass in der Debatte Sprachen gegeneinander ausgespielt werden. Wesentlich ist für mich, dass wir überhaupt miteinander reden.

Sehen Sie diese Gefahr?

Sie besteht immer. Sprachen können auch zu Differenzierung und Abgrenzung dienen. Das lässt sich aktiv bewirtschaften. Da müssen wir aufpassen.

Basis des helvetischen Sprachfriedens ist das Territorialitätsprinzip: Es ist klar definiert, wo was Amts- und Schulsprache ist. Bremst das nicht den unmittelbaren Austausch?

Es mag sein, dass diese Territorialität die individuelle Mehrsprachigkeit nicht fördert, aber sie ist mit ein Garant für den Sprachenfrieden. Sie ist übrigens erstaunlich konstant – ausser im Rätoromanischen. Die Germanen kamen bis an die Saane, und wo sie weiter gewandert sind, haben sie sprachlich wenig Schaden angerichtet.

Welche Wirkungen hat die Migration?

Gerade an der Sprachgrenze stellen sich da Herausforderungen, etwa im Gesundheitswesen. Im Kantonsspital Frei-

SPRACHGRENZE

Die NZZ nimmt die Debatte über den Unterricht einer zweiten Landessprache in der Primarschule zum Anlass, um dem Austausch zwischen Deutschschweiz und Romandie nachzuspüren.

NZZ www.nzz.ch/schweiz

burg ist es schwierig, die deutschsprachige Minderheit angemessen in ihrer Sprache zu versorgen. Das Personal aus Frankreich kann kein Deutsch, geschweige denn Sensler Deutsch.

Sprachen transportieren immer auch ein Image. Wie verhält es sich da mit Deutsch und Französisch?

Die Bilder haben sich gewandelt. Französisch hat an Bedeutung eingebüsst, weil es von Englisch als Weltssprache abgelöst wurde, Deutsch hat seit der Wiedervereinigung Deutschlands gewonnen. Wesentlich für die sprachlichen Unterschiede in der Schweiz sind auch Unterschiede im Selbstverständnis: hier die Deutschschweizer mit ihren vielen Dialekten, dort die Französischsprachigen, die zwar ihre Dialekte auch wieder entdecken, aber doch einer Standardsprache verpflichtet sind.

Interview: Paul Schneeberger